

# E I N Ü B U N G   U N D W E I S U N G

---

## Von Seiner Fülle empfangen wir alle — durch Maria

Eine Betrachtung

*Und am dritten Tag war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war dort. Es war aber auch Jesus zur Hochzeit geladen samt seinen Jüngern. Als es an Wein gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: „Sie haben keinen Wein!“ Und Jesus sagte ihr: „Was bittest du mich, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen“. Seine Mutter sagte zu den Dienern: „Was er euch etwa sagt, das tuet!“ Es waren aber dort sechs steinerne Krüge aufgestellt für die bei den Juden übliche Reinigung; jeder faßte zwei bis drei Maß. Jesus sagte zu ihnen: „Füllt die Krüge mit Wasser!“ Und sie füllten sie bis oben hin. Und er sagte zu ihnen: „Schöpfet jetzt und bringet dem Tafelmeister!“ Sie aber brachten. Als aber der Tafelmeister das zu Wein gewordene Wasser gekostet hatte, ohne von seiner Herkunft zu wissen — die Diener jedoch, die das Wasser geschöpft hatten, wußten darum —, rief der Tafelmeister den Bräutigam und sagte zu ihm: „Jederman setzt zuerst den guten Wein vor, und wenn sie trunken sind, den geringeren. Du hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt!“ Hiermit machte Jesus den Anfang seiner Zeichen, zu Kana in Galiläa. Und er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn (Joh 2, 1–11).*

Die Landsleute und Zeitgenossen Jesu gerieten mehr oder weniger alle unter den Bann des großen Wundertäters. Aber die meisten von ihnen blieben bei dem sensationellen Erlebnis, bei der irdischen Wohltat der Heilung oder der Sättigung stehen. „Ihr suchet mich, nicht weil ihr Zeichen gesehen habt, sondern weil ihr von den Broten gegessen habt und satt geworden seid“ (Joh 6, 26). Die Wunder Jesu aber sind Wohltaten, die über sich selbst hinausweisen und auf etwas Höheres hindeuten, das durch sie und in ihnen erkannt und anschaut werden soll. So ist auch das Kanawunder Zeichen einer bleibenden, allumfassenden, überirdischen Wirklichkeit. „Hiermit machte Jesus den Anfang seiner Zeichen“, sagt der Evangelist. Mittelpunkt des auszudeutenden Zeichens ist natürlich Jesus selber mit seiner wunderbaren Gabe. Aber auch Maria, seine Mutter, die hier so bedeutungsvoll neben ihm steht, ist von dem Zeichen nicht ausgeschlossen. Wir werden in der Betrachtung die Zeichensprache des Kanageschehens zunächst zu verstehen suchen, um zu wachsen im Glauben. Die gläubige Erkenntnis hinwiederum wird uns unter den Augen unserer großen Mittlerin und Mutter liebend und verlangend in neue Berührung mit Jesus, unserm Herrn, und seiner lebendig machenden Gnade bringen.

### I. Ganz der Sohn des Vaters

„Er offenbarte seine Herrlichkeit“. Die Herrlichkeit Jesu ist die Herrlichkeit „des Eingeborenen vom Vater“ (1, 14). Wenn diese Herrlichkeit in Kana erschienen ist (Epiphanie!), dann muß etwas von der Art des Vaters im Tun Jesu sichtbar geworden sein. Gott ist der allmächtige Schöpfer, der aus seiner überfließenden Fülle die Welt ins Dasein entlassen hat, diese Welt, so groß, so schön, so voll des vielgestaltigen Lebens; der die Tiere segnete und fruchtbar machte, den Menschen als Mann und Frau schuf: „Seid fruchtbar und mehret euch! Erfüllt die Erde und macht sie euch untertan“ (Gen 1, 28); der unaufhörlich das Füllhorn seiner Gaben ausschüttet über alle lebenden Wesen: „Er sendet die Quellen den

Bächen zu, die hingehen zwischen den Bergen. Sie tränken alle Tiere des Feldes, die Wildesel stillen daraus ihren Durst. Es wohnen daran die Vögel des Himmels, sie singen hervor aus dem Laub. Er tränkt die Berge aus seinen Söllern, von der Frucht seiner Werke wird die Erde satt. Er läßt Gras sprießen für das Vieh und Pflanzen zum Nutzen des Menschen, daß er Brot aus der Erde ziehe und Wein, der des Menschen Herz erfreut; daß er das Antlitz glänzen lasse vom Öl, und Brot das Herz des Menschen stärke“ (Ps 104, 10—15). Ist Jesus der Sohn des Vaters, das ewige Wort, „durch das alles geworden ist“ (Joh 1, 3), dann dürfen wir das Kundwerden seiner Herrlichkeit darin sehen, daß etwas von seiner Schöpferherrlichkeit und göttlichen Fülle in Kana greifbar wurde.

„Am dritten Tag war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa“. Der dritte Tag ist vom Tag der Berufung des Philippus und Nathanael an zu zählen; an ihm war Jesus auch vom Jordan nach Galiläa aufgebrochen (vgl. Joh 1, 43). Jesus ist mit seinen Jüngern zur Hochzeit geladen. Wann immer die Einladung an ihn erging, ob schon vor seinem Aufbruch vom Jordan oder erst nach seiner Ankunft in Galiläa, auf jeden Fall hat er in der Voraussicht des Kommanden die Wanderung unternommen. Mit voller Absichtlichkeit hat er für sein erstes öffentliches Auftreten im Beisein der Jünger den Rahmen einer Hochzeit gewählt. Er, der sich kleidet nach der Sitte des Landes, der das SalböI für sein Haupt nicht verschmäht (Lk 7, 46), der Brot isst und Wein trinkt (Lk 7, 33 f), er scheut sich auch nicht, mit seinen Jüngern zur Hochzeit zu gehen und an den hochzeitlichen Tafelfreuden teilzunehmen. Obwohl er selbst ehelos lebt, verurteilt er die Ehe doch nicht; durch seine Gegenwart bei der Hochzeit anerkennt und ehrt er sie vielmehr als die Grundform menschlicher Gemeinschaft und die Keimzelle menschlichen Lebens, die er selber mit dem Vater ins Dasein rief. Aber er tut noch mehr!

Bei einer großen Hochzeit mit ihren vielen Gästen, deren Zahl nicht immer mit Sicherheit vorauszusehen war, konnte es vorkommen, daß man sich auch in einem wohlhabenden Hause mit dem Wein verrechnete. Das war in Kana geschehen. Der Wein war ausgegangen! Eine arge Verlegenheit für die Brautleute! Jesus schafft Abhilfe. Es standen dort sechs steinerne Krüge; sie enthielten das Wasser für die verschiedenen Reinigungsgebräuche der Juden. Jeder Krug faßte rund 80 bis 120 Liter. Jesus ließ sie von den Dienern bis an den Rand füllen. Und nun geschieht das Wunder: Durch einen bloßen Akt seines allmächtigen Willens wird das Wasser in Wein verwandelt. Aber was er in aller Stille so unauffällig und unbemerkt gewirkt hat, wird in seiner Wirkung bekannt. Die Diener haben auf Jesu Geheiß vom Inhalt der Krüge geschöpft. Der Tafelmeister oder Oberkellner kostet: Es ist der beste Wein! Da er seine Herkunft nicht kennt, macht er dem Bräutigam Vorwürfe: Du hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt! Die Diener aber wissen um sein Geheimnis; sie sind Zeugen der Wundermacht Jesu. Welch ein Geschenk! An die 600 Liter besten Weins, wo viel weniger genügt hätte! Die scherhaft hingeworfene, nicht ganz ernst zu nehmende Weinregel des Oberkellners läßt keinen Schluß auf den Zustand der Hochzeitsgäste zu. Jesus hat die große Menge guten Weines nicht einer trunkenen Gesellschaft gespendet. Das Numinosum, das von ihm und seiner Tat ausstrahlte, mußte den Mißbrauch seiner Gabe fernhalten. Sein Tun war ganz von göttlicher Art. Wie Gottes schöpferische Allmacht Sterne ohne Zahl an den Himmel setzt, wie sie alljährlich Samenkörner verschwenderisch ausstreut und alles, was da lebt, mit Segen erfüllt, so leuchtete auch in Kana die Allmacht und Güte seines gottgleiden Sohnes auf: „Der Vater wirkt bis jetzt, und auch ich wirke“ (Joh 5, 17). Alles göttliche Schöpfungswirken richtet sich aber letztlich auf den Menschen, dem er in der Gemeinschaft, vor allem in Ehe und Familie, eine so gesegnete Heimat seines Lebens geschenkt hat. Daher war es entsprechend, daß auch Jesus, als er seine Göttlichkeit zu offenbaren begann, das erste Zeichen auf einer Hochzeit wirkte, durch das er die Fülle seines Segens im Schoße einer Familie ausbreitete. Die Jünger verstanden dieses Zeichen; sie sahen fortan in Jesus den von Gott Gesandten. Darum faßt der Evangelist das Ereignis noch ein-

mal mit den bedeutungsvollen Worten zusammen: „Er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn“.

Jesus hat aber im Kanawunder sein gottgleiches, menschenfreundliches Wirken nicht geoffenbart, ohne gebeten zu sein von Maria, seiner Mutter. „Und die Mutter Jesu war dort“. Auch Maria hat sich also nicht gescheut, an der Hochzeitsfeier, mitten unter den Gästen sitzend, teilzunehmen. Auf Grund verwandtschaftlicher oder bekanntschaftlicher Beziehungen besaß sie offenbar im Hause des Bräutigams eine Vertrauensstellung, die es ihr erlaubte, mit einer gewissen Autorität aufzutreten. Sie bemerkte mit sorglichem Blick sogleich die durch den Weinmangel entstandene Verlegenheit. Sie wendet sich um Abhilfe an ihren Sohn mit dem einfachen, kurzen Wort: „Sie haben keinen Wein!“ Damit drückt sie die Bitte um ein wunderbares Eingreifen aus. Bisher hatte Jesus zwar keine Wunder gewirkt. Aber war denn jetzt, da er schon Jünger um sich hatte, nicht seine messianische Stunde gekommen? Und mußte diese Stunde nicht den heiligen Büchern ihres Volkes gemäß Erweise von Wundermacht bringen? Lag es also für Maria, die von einem tiefen Glauben an Jesus beseelt war, so fern, an ein Wunder zu denken, zumal sie doch unter besonderer Leitung des Heiligen Geistes stand, durch dessen Eingebungen sie sich führen ließ und in dieser wichtigen Stunde ihres Lebens gewiß tatsächlich geführt wurde? Die Antwort Jesu ist auch nur verständlich, wenn Maria um ein Wunder gebeten hat. Diese Antwort ist nämlich eine Ablehnung.

Die Formel „was (ist) mir und dir, Frau?“ besagt — nach dem eindeutigen Befund des semitischen und griechisch-lateinischen Sprachgebrauchs — in der Form einer rhetorischen Frage, daß zwischen Jesus und Maria keine solche Verbundenheit oder Beziehung bestehe, die zur Erhörung der Bitte berechtige. Könnte Jesus das seiner Mutter gegenüber sagen, wenn sie ihn um einen einfachen Liebesdienst bat, den er, wie dann vorausgesetzt werden muß, leicht erfüllen konnte? Ganz anders aber, wenn sie ein Wunder nahelegte und Jesus damit zum erstenmal vor die Frage einer in aller Öffentlichkeit zu vollziehenden Selbstoffenbarung stellte. Hier durften Fleisch und Blut, selbst der Wunsch oder die Bitte der eigenen Mutter, nicht maßgebend sein, sondern einzig der Wille des Vaters, mit dem Jesu göttlicher Wille zwar eins war, dem er aber seinem menschlichen Willen nach unterstand. Darum die betonte Distanz Jesu seiner Mutter gegenüber. Das ist auch der nächstliegende Sinn seiner wohl ehrfurchtigen, aber im Munde eines Sohnes unerhörten Anrede „Frau“ (statt „Mutter“). Nach dem Willen des Vaters war die Zeit für die Selbstoffenbarung Jesu durch Wunder noch nicht angebrochen: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen!“ (Aus dem weiteren Kontext des Evangeliums kann man entnehmen, daß diese Stunde beim Auftreten Jesu am ersten Osterfest in Jerusalem da war.) Maria nahm die Ablehnung ihres Sohnes und seine Begründung demütig und gehorsam zur Kenntnis. Sie versuchte nicht, eigenwillig ihren Wunsch durchzusetzen, und machte keinerlei Anstrengung, Jesu menschlichen Willen gegen den Willen des Vaters einzunehmen. Das hatte ihr ja auch von Anfang an ferngelegen; sie hatte ja nur im guten Glauben, daß die Stunde da sei, gebeten. Deshalb verdiente ihr Verhalten auch keinen Tadel.

War es Maria nun nach der ablehnenden Antwort des Sohnes versagt, noch irgendwie auf die Erfüllung ihrer Bitte zu vertrauen? Keineswegs! Sie wußte sehr gut, daß, wenn Jesus als Mensch nicht gegen den Willen des Vaters handeln konnte, so doch der Vater an keine Stunde gebunden war. Sie wußte, daß sie, gerade weil sie sich in den göttlichen Willen ergeben hatte, ihre Bitte in demütigem Gebet zu Gott noch aufrecht erhalten konnte. Ja, sie fühlte sich dazu innerlich angetrieben; und so fand sie den Glauben und das Vertrauen, von Gott trotz der entgegenstehenden Schwierigkeit erhört zu werden. Aus diesem Vertrauen heraus sprach sie dann zu den Dienern: „Was er euch etwa sagt, das tut!“ Jesus aber wußte, daß solch demütiger Geborsam gepaart mit solch gläubigem Vertrauen beim Vater durchdrang. War es nicht ähnlich wie bei der Kanaanäerin? An sich mußte er ihre Bitte um Heilung der Tochter ablehnen, weil der Vater seine Tätigkeit „auf die verlorenen Schafe des Hauses

Israel“ (Mt 15, 24) begrenzt hatte. Aber auch hier haben die Demut und der Glaube der Frau über Gottes Herz gesiegt.

So ist in Kana das erste Wunder des Herrn geschehen, obgleich die Stunde zum Wunderwirken noch nicht da war; es ist geschehen, nicht weil Maria es befahl oder wollte oder wünschte, sondern weil sie, die Mutter des Herrn, mit so opferwilligem Herzen aus so starkem Glauben Gott darum bat. Dies Gebet ihres Glaubens, das von den lautersten Beweggründen getragen war, hat Gott erhören wollen. Jesus ist nach Kana gegangen mit dem Wissen, daß er dort seine erste Selbstoffenbarung wirken würde, aber nur durch die Vermittlung Marias. So hat er, ganz im Einklang mit dem Willen des Vaters, Maria sich bei seinem wunderbaren Wirken in Kana zur Seite gestellt, gleichsam als Helferin. Als Helferin natürlich nicht auf gleicher Ebene; nur er selber hat göttlich gewirkt; aber als die opferwillige, glaubensstarke Frau, die in mütterlicher Fürsorge den Vater und den wesensgleichen Sohn um die göttliche Wohltat bat. Kana ist damit auch eine Offenbarung Marias geworden, eine Offenbarung ihres liebenden Herzens, dem jede menschliche Not nahegeht, und ihrer fürbittenden Macht, die über Gottes Herz siegt durch Demut und Ergebung, durch Glaube und Vertrauen.

## *II. Der göttliche Bräutigam*

„Er offenbarte seine Herrlichkeit“ in noch tieferer Weise als durch das unmittelbare Aufleuchtenlassen seiner Schöpfermacht und Schöpfergüte. Der Satz Christi: „Der Vater wirkt bis jetzt, und auch ich wirke“ (Joh 5, 17), der auf das fortgesetzte göttliche Wirken in der Schöpfung und auch auf die Wunder des Menschgewordenen hinweist, findet seine Ergänzung durch den weiteren Satz: „(Der Vater) wird ihm (d. h. dem Sohne) noch größere Werke zeigen als diese, so daß ihr staunen werdet. Denn wie der Vater die Toten auferweckt und lebendig macht, so macht auch der Sohn lebendig, die er will“ (Joh 5, 20—21). Damit ist das heilsgeschichtlich-eschatologische Wirken Jesu gemeint, das übernatürliche Lebendigmachen der Welt auf Grund seines Heilstodes und seiner Auferstehung, das Hineinführen der Welt in das ewige Leben Gottes.

Diese Heilskraft Jesu, die alle Glaubenden erfaßt, diese Doxa seines göttlichsten Wirkens soll auch, ja vor allem in seinen Wundern durchscheinend werden. Das wird ganz deutlich bei den Wundern, die im vierten Evangelium berichtet sind. In der Auferweckung des Lazarus wird die Wahrheit des Satzes vorgebildet: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (11, 25). Die Blindenheilung versinnbildlicht, daß Jesus das Licht der Welt ist (vgl. 9, 3—7, 39). Den großen Reden im fünften und sechsten Kapitel gehen je zwei Wunder voraus, die auf das Offenbarungswort in den Reden vorbereiten. Das Brotwunder (6, 1—13) veranschaulicht den Satz: „Ich bin das Brot des Lebens“ (Joh 6, 35, 48) und ist Bild der eucharistischen Speisung. Der Wandel auf dem Meer (Joh 6, 14—21) zeigt die von irdischer Gebundenheit freie Körperlichkeit Jesu — ein Hinweis auf die geistige Art der sakramentalen Speise. Die beiden Heilungswunder (Joh 4, 46—54 und 5, 1—18) beleuchten die feierliche Selbstaussage, daß er mit dem Vater die Toten lebendig macht (5, 19 ff.). So stehen die Wunder mehr oder weniger alle im Dienste der veranschaulichenden Darstellung der übernatürlichen Retterherrlichkeit Christi, welche die Glaubenden in der Kirche ergreift, — was nicht verwechselt werden darf mit der Behauptung, sie seien reine Symbole, reine Gleichnisse ohne geschichtliche Selbständigkeit. In Wahrheit sind die Tatgleichnisse, die durch ihre geschichtliche Wirklichkeit hindurch auf das Höhere hinweisen.

Auch Kana ist solch ein Tatgleichnis der Heilsordnung in Jesus Christus. Wegweisend für die Ausdeutung ist die parallele Perikope von der Tempelreinigung. Dort offenbart sich Jesus als den wahren Tempel (Joh 2, 19—21), in dem die neue Anbetung „im Geist und in der Wahrheit“ (Job 4, 23) geübt wird. Die Reinigung des von den Juden geschändeten Tempels wird dabei zum Symbol dieser überhögenden Neuschaffung des Heiligtums. In Kana, auf

der Hochzeit, erscheint Jesus als der eigentliche, wahre Bräutigam, der gekommen ist, sich seine Braut, die Kirche, anzutrauen. Diese Vorstellung — vorbereitet durch die Kennzeichnung des Alten Bundes als einer ehelichen Gemeinschaft mit Jahweh — ist nicht in den Text hineingetragen.

Schon Johannes der Täufer hat Jesus den Bräutigam genannt, dem die Braut gehört (Joh 3, 29), und Jesus selber sieht sein Verhältnis zur gläubigen Jüngergemeinschaft durch dieses Bild sinnvoll dargestellt (vgl. Mk 2, 19—20). Die Messiasbraut ist in Kana vertreten durch die Jünger und in besonderer Weise durch Maria. Ihre Vereinigung mit dem gottmenschlichen Bräutigam ist schon eingeleitet durch den Glauben. Auf deren Vollendung wird symbolisch hingewiesen durch die wunderbare Weinspende Jesu. Diese Gabe steht im Gegensatz zum Wasser der alttestamentlichen Gesetzlichkeit. Das Gesetz konnte keine echte Bindung und keine lebensvolle Gemeinschaft schaffen. Jesus wird durch den Trank seines im Opfertod vergossenen Blutes den Wein seines Heiligen Geistes spenden. In diesem Geiste wird die Braut mit ihm wirklich ein Leib sein (vgl. 1 Kor 12, 13; 6, 17; 10, 17)! Und in diesem Geiste wird sie teilhaben an seiner Fülle des Lebens. „Der, den Gott gesandt hat, redet die Worte Gottes; denn nicht abgemessen (=kärglich) teilt er den Geist mit“ (Joh 3, 34). Christus teilt den Geist in eschatologischer Fülle mit und bringt so die göttliche Wahrheit, die er vom Vater hat und durch all sein Reden und Tun offenbart, in der Kirche zu wirklichen inneren Besitz. Die unverhältnismäßig große Menge des guten Weines ist gewiß, wie wir sahen, auch ein Beweis seiner Schöpfergüte; aber ganz ausgedeutet ist sie erst als Symbol der messianischen Fülle des Schenkens Christi, als Darstellung des Satzes: „Das Gesetz wurde durch Moses gegeben, die Gnade und Wahrheit ist geworden durch Jesus Christus“ (Joh 1, 17). Die Stunde, von der Jesus im Wort an Maria spricht, ist zwar im nächstliegenden Sinn die vom Vater für das Wirken der Zeichen festgesetzte Zeit. Aber im Hintergrund steht dabei der Gedanke an die Stunde Jesu schlechthin, in der das, worauf alle Zeichen hinweisen, das Bezeichnete, Wirklichkeit werden wird: Die Stunde seines Todes, in der aus seinem geöffneten Herzen die Heilsgnade sich in die Kirche ergießen wird.

In dieser Stunde schen wir Maria wieder bei Jesus stehen. Unter dem Kreuz vollendet sie das Opfer der Hingabe ihres Sohnes an den Heilswillen des Vaters. Unter dem Kreuz erreichen ihr Glaube und ihr Heilsverlangen den höchsten Grad. Auf diese Weise steht sie als die neue Eva und Stellvertreterin des Menschengeschlechtes dem Messias bei in der Beseitung Satans und in der Wirkung des Heiles. Dafür durfte sie die aus Jesu Seitenwunde fließende Heilsgnade für die Kirche in Empfang nehmen. So ist sie die wahre Mutter der Lebendigen geworden, durch die uns das Heil von Jesus Christus zukommt. Wenn wir nun von Maria unter dem Kreuz zurückblicken auf Maria in Kana, dann sehen wir, daß wir ihre Gestalt nicht von der heilsgeschichtlichen Deutung des Kana-Zeichens ausschließen dürfen. Indem sie das Zeichen der Heilsgnade von ihrem göttlichen Sohne erwirkte, sollte sichtbar werden, daß sie als Vermittlerin des Heiles zwischen Christus und der Kirche steht. Was im Zeichen erschien, wurde Wirklichkeit durch ihr Opfern und Beten unter dem Kreuz und wirkt sich aus in der Zuwendung der Heilsgnade: Von seiner Fülle empfangen wir alle — durch Maria!

---